BT
380.2
.B37
1899

School of Religion Library

BUTLER UNIVERSITY

Frederick Polley

CHRISTIAN THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY

Walter E. Bundy
Basel, Switzerland.
March 25, '18.
26

Die Grundsätze der Bergpredigt

und

das Leben der Gegenwart.

Von

Fr. Barth,

Professor der Theologie in Bern.

Basel
R. Reich Buchhandlung, vorm. C. Detloff
1899.

Die Grundsätze der Bergpredigt

und

das Leben der Gegenwart.

Von

Fr. Barth,

Professor der Theologie in Bern.

Basel

R. Reich Buchhandlung, vorm. C. Detloff

1899.

Basler Druck- und Verlags-Anstalt.

Das Jahrhundert, welches seinem Ende zugeht, hat uns neben andern einschneidenden Veränderungen auch einen bedeutungsvollen Stimmungswechsel gegenüber Jesus gebracht, — nicht unter denen, die an ihn glauben, wohl aber in den weiten Kreisen unserer gebildeten Zeitgenossen, welche ihm ferner stehen. Vor hundert Jahren, als der Rationalismus seine gemütvolle, vertrauensselige, weltfrohe Auffassung des Christentums von allen Kanzeln verkündigte, da galt es für ausgemacht, daß Jesus nicht mehr und nicht weniger gewesen sei als der große Lehrer der Gottes- und Menschenliebe, welcher die Tugend als die wahre Gottesverehrung verkündigt und zuletzt als Märtyrer seiner reinern Frömmigkeit den Tod erlitten habe. Was man im Neuen Testament nicht annehmbar fand, das waren die Wundergeschichten und namentlich das Wunderbare an der Person Jesu, seine Gottessohnschaft, sein Versöhnungstod, seine Auferstehung. Man glaubte aber, diese Züge als nachträgliche Zuthaten zum Bilde Jesu, als Dichtungen der ältesten Christengemeinde beseitigen zu können, und um so energischer hielt man daran fest, daß die Moral Jesu, wie sie namentlich in der Bergpredigt enthalten sei, den unübertrefflichen Ausdruck religiöser Lebensweisheit bilde. Mancher bekannte sich mit Stolz dazu, in dogmatischer Beziehung ein Ketzer zu sein, aber ein ganzer Christ im Sinne der Bergpredigt, kein Verehrer Jesu im alten Sinn, aber ein begeisterter Schüler im Halten seiner sittlichen Gebote. Heute ist es anders geworden. Die Zeit der großen Dichter und

N 43258

Philosophen, für deren Gedankenflug keine Höhen der Geisteswelt zu hoch waren, und welche auch in religiösen Dingen sich gerne mit den schwierigsten Problemen beschäftigte, sie ist vorüber und hat dem Zeitalter der praktischen Leute Platz gemacht, welche sich an das Erreichbare halten und auch im Denken vor allem nach dem Nützlichen fragen. Da ist denn auch die Wunderfrage sehr in den Hintergrund getreten; was vor zweitausend Jahren geschehen ist, scheint wenig Bedeutung mehr für uns zu haben, und alles Interesse richtet sich auf die eine Frage: Kann man leben nach den Vorschriften Jesu? Sind seine sittlichen Grundsätze von der Art, daß man sie ohne Abzug bethätigen kann in der Welt, wie sie wirklich ist? Auf diese Frage, welche für einen Jünger Jesu seltsam klingt, schallt uns aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen ein tausendstimmiges Nein! entgegen. Unsere Arbeiter sind zwar von der Meinung zurückgekommen, daß Jesus bloß eine mythische Person sei; sie ehren sein Andenken als das eines echten Proletariers, welcher den Armen habe helfen wollen und von den Reichen umgebracht worden sei. Sie werfen der Kirche vor, daß sie gar bald aus einer Freundin der Gedrückten zu einer Genossin der Mächtigen geworden sei und sich mit diesen bereichert habe, uneingedenk ihres Stifters, des armen Mannes von Nazareth. Aber sie tadeln es doch auch an ihm, daß er viel zu sehr die Leute zur Nachgiebigkeit ermahnt und die Leidenden auf das Jenseits vertröstet habe. Damit habe Jesus eine Besserung der sozialen Verhältnisse im Bereich seiner Religion erschwert; er habe statt aufstrebender Leute geduldige Seelen herangebildet, die sich mit einer Anweisung auf den Himmel abfinden ließen. Nicht wesentlich anders lautet es bei unseren besitzenden und gebildeten

Kreisen. Sie rufen zwar gerne das Christentum zu Hilfe gegen die drohende soziale Umwälzung; aber gleichzeitig geben Viele zu verstehen, daß die christliche Sittenlehre allerdings einer Ergänzung bedürfe. Man liest zwar mit Neugier und Achtung die Schriften des hochherzigen Grafen Leo Tolstoi, welcher sein ganzes Leben daran gesetzt hat, mit Wort und That die Religion der Entsagung und Menschenliebe im Gegensatz zu den erstarrten Dogmen und Ceremonien seiner Kirche zu verkündigen; aber wie viele folgen seinem Beispiel? „Er ist ein Russe," tröstet man sich; „wir Gebildete deutscher Zunge brauchen ein tüchtigeres Christentum, welches mit unseren altgermanischen Begriffen von Kraftbewußtsein, Männerstolz und Ehrgefühl zusammengeht." Man spricht von einem Bunde zwischen Wodan und Christus; aber Wodan entscheidet dabei, nicht Christus. Eine Anzahl von Geboten Jesu macht den, welcher sie ehrlich befolgen will, in manchen Gesellschaftskreisen unmöglich oder doch zum Gegenstand des verächtlichsten Mitleidens; oder wie geht es dem Kaufmann, der sich weigert, ein unehrliches Börsengeschäft mitzumachen, wie dem Offizier, welcher sich weigert, eine Beleidigung mit der Waffe in der Hand zu rächen, wie dem Verbindungsstudenten, welcher zwar trinken, aber nicht saufen will? So steht das Leben der Gegenwart vielfach in offenem Widerspruch zu den sittlichen Forderungen Jesu. Unserer Zeit ist es aber auch vorbehalten gewesen, eine theologische Begründung dafür aufzustellen. Ein Gedankengang, welcher sich in immer neuen Wendungen durch die theologische Litteratur zieht, lautet also: Jesus hielt das Ende der Welt für sehr nahe; darum befahl er seinen Jüngern, sich auf die Verhältnisse der irdischen Welt möglichst wenig mehr einzulassen, sondern wachend und betend

auf den Anbruch des Himmelreiches zu harren und alle ihre Arbeit darauf zu richten, daß dem kommenden Reich in den Herzen Bahn gemacht werde. Nun ist aber das Ende der Welt nicht eingetreten; die Kirche hat sich auf Erden einrichten müssen, und die Hoffnung auf das Reich der Herrlichkeit ist erblaßt. Seitdem ist auch die Sittenlehre Jesu im Grunde ein Fremdling auf dem Boden der Kirche gewesen; denn sie hat weltflüchtigen Charakter und eignet sich nicht für Menschen, welche im Ernst auf dieser Erde leben wollen. Daher ist sie zwar in kleinen, abgesonderten Kreisen der Kirche, wie bei den Waldensern, den böhmischen Brüdern, den Quäkern je und je erneuert worden; aber sie hat nie zum Fundament einer naturwahren und lebensfrischen Volkssittlichkeit werden können; die einzigen, welche sie konsequent befolgt haben, sind die Einsiedler und Mönche mit ihrer Fügsamkeit, Armut und Ehelosigkeit. Was man dagegen die kirchliche Sitte nennt, das ist ein fortwährender Kompromiß zwischen den Geboten Jesu und den Anforderungen des wirklichen Lebens, bei welchem man gar nicht herauskommt aus den schielenden Halbheiten und Zweideutigkeiten. Haben wir die Zukunftserwartung Jesu fallen lassen, so muß auch seine Sittenlehre revidiert werden; das verlangt die Ehrlichkeit und der Zusammenhang der Gedanken. — Was sagen wir dazu? Von neuem steht unser Heiland unter Anklage: „Wir haben gefunden, daß dieser die Leute aufregt mit schwärmerischen Erwartungen und unausführbaren Geboten!“ Was aber antwortet Jesus? Am Schluß der Bergpredigt sagt er: „Wer diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf den Felsen baute.“ Er hat also ausdrücklich den Anspruch erhoben, eine ausführbare Sittenlehre

zu geben, und hat es jedem Zuhörer auf das Gewissen gelegt, ob er ihm gehorchen oder durch Ungehorsam sein Lebensglück zerstören wolle. Will unsere Zeit ihn Lügen strafen dafür? Wir wollen es nicht, sondern mit Vertrauen zu unserem Herrn treten wir in eine Prüfung der Grundsätze ein, welche er namentlich in der Bergpredigt entwickelt hat, und in die Anwendung derselben auf das Leben der Gegenwart.

Es ist eine bekannte Beobachtung, daß jeder Irrtum nur insofern Kraft hat, als er sich auf eine bisher verkannte Wahrheit zu stützen und dieselbe auszubeuten vermag. Dasselbe gilt hier. Wir können es nicht leugnen, daß die christliche Kirche es oft und viel zu leicht genommen hat mit der Erfüllung der Gebote Jesu, indem sie zwar seine Gottheit mit allem Scharfsinn erörterte und feststellte, seinen Worten aber nicht den entsprechenden unbedingten Gehorsam leistete. Es ist auch eine göttliche Fügung, daß gerade in unserem Jahrhundert, wo unter so vielen Völkern Jünger für den Herrn gesammelt werden, der Blick sich geschärft hat für das, was Jesus den Jüngern geboten, und daß Männer wie Kierkegaard, Tolstoi, Paulsen uns an den herben Ernst der Lehre Jesu erinnert haben. Der Abzüge sind genug gemacht worden, bewußt und unbewußt; heute gilt es, vor allem einmal sich ohne Umschweife klar zu machen, was Jesus gewollt hat, und dann sich zu fragen: Wie stehe ich dazu? Da muß es denn manchem Bekenner Jesu schwer aufs Gewissen fallen, wie so ganz anders Jesus zu den irdischen Gütern gestanden hat als er. Das höchste Gut ist für unser natürliches Gefühl das Leben, weil alle andern

Erdengüter nur für den Lebenden einen Wert haben. Was sagt aber Jesus? „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden!“ Er verlangt, daß ein Jünger sich selber verleugne, sich mit seinen natürlichen Wünschen wie eine fremde Person behandeln lerne, der man in keiner Weise verpflichtet ist. Er will, daß wir Lebensbeziehungen abbrechen, wenn es sein muß, sollten sie uns auch so unentbehrlich scheinen, wie Auge und Hand es für das leibliche Leben sind. Nun vollends das Wohlleben, die Annehmlichkeiten des Daseins! Jesus verspricht den Seinigen keine derselben; er kündigt den Jüngern ein heimatloses Wanderleben von Ort zu Ort an unter vielem Widerspruch und Haß der Welt, welcher sich bis zur blutigen Verfolgung steigern werde; dieses Schicksal heißt er sie tragen als ihr Kreuz, nicht nur als ein zeitweiliges Mißgeschick, sondern als eine Schmach, welche bleibend zu ihrem Beruf gehöre. Ist das unsere Stellung in der Welt? Unsre Väter im Glauben wußten davon zu reden, jene Prediger der Wüste, welche Jahrzehnte lang ihr Leben in der Hand trugen, um die Gemeinde Christi nicht unversorgt zu lassen, jene Männer und Blutzeugen, deren die Welt nicht wert war; aber wir? Was haben denn wir dahingegeben? — Aber diese Forderungen Jesu sind noch nicht die schwersten. Wir ehren ja doch den tapfern Mut, welcher das Leben hinzuwerfen weiß; wir preisen ihn am Soldaten, am Nordpolfahrer, am Arzt im Pestlazareth, und auf Denkmälern prangt die Inschrift: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!“ Mehr noch muß es uns auffallen, wie gering Jesus von der persönlichen Ehre zu denken scheint. Er verbietet seinen Jüngern, sich mit ehrenden Namen

wie „Rabbi" anreden zu lassen; er will, daß sie auch den Gegner freundlich grüßen und ihm stets von neuem vergeben sollen; ja, sie sollen dem Bösen nicht Widerstand leisten, sondern wenn man sie auf den rechten Backen schlägt, auch den linken hinhalten, wenn man ihnen den Rock nehmen will, auch den Mantel hingeben. Läßt sich der natürliche Trieb der Selbstbehauptung so völlig unterdrücken? und ist der Menschheit damit gedient? Wird nicht dem Bösen auf Erden damit Thür und Thor geöffnet? Wir alle haben es schon erlebt, wie ungescheut die Demut und Dienstfertigkeit der Einen von den Andern mißbraucht wird, welche gern alles an sich reißen und sich dienen lassen; soll das zur allgemeinen Regel werden? Wahrlich, das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?

Ebenso bedenklich kann uns die Stellung Jesu zum irdischen Beruf stimmen, den wir doch alle so hoch schätzen als eines der wichtigsten Erziehungsmittel Gottes und als eine Quelle göttlichen Segens. Jesus verließ seinen Beruf und rief die Jünger von dem ihrigen hinweg. Wohl schildert er treue Berufserfüllung in seinen Gleichnissen; allein sie dient ihm nur als Bild für die höhere Aufgabe seiner Jünger, am Reiche Gottes mitzuarbeiten. Gar nichts giebt er auf die Frucht der Berufsarbeit, den irdischen Besitz. Er warnt seine Zuhörer vor dem Schätzesammeln; lieber sollen sie Almosen geben von ihrer Habe, oder sie ausleihen an Leute, welche vielleicht keine Rückzahlung leisten können; überhaupt findet er Geben seliger als Nehmen. Das Geld nennt er kurzweg den ungerechten Mammon, dessen Dienst unvereinbar sei mit dem Dienste Gottes. Er ruft Wehe! über die Reichen, Satten und Fröhlichen und weissagt ihnen in Gleichnissen ein klägliches Ende durch Gottes

Richterspruch. Dagegen sendet er seine Jünger ohne Geld und in ärmlicher Kleidung aus und heißt sie vom Tisch der Leute leben; dem reichen Jüngling befiehlt er, alle seine Habe den Armen zu geben, und wie er davor zurückschreckt, bemerkt Jesus, es werde eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als ein Reicher ins Himmelreich. Ist das nicht ein „Kultus der Armut und Bettelei," wie Strauß gesagt hat? Was soll aus Industrie und Handel, aus Kunst und Wissenschaft werden, wenn keine Geldmittel mehr zur Verfügung stehen? Kein Zweifel, daß mancher heutige Kirchgänger im stillen Lust hätte, zu thun, wie jener Kaufherr im Märchen, welcher sich allemal höhnisch den Bart strich, wenn in der Kirche vom reichen Manne gepredigt wurde.

Am allermeisten aber befremdet es uns, wie Jesus über das Gemeinschaftsleben der Menschen geurteilt hat. Ich denke dabei weniger an seine kühle Haltung dem Staate gegenüber; denn noch heute kommt ein Christ, wenn er sich lange mit Gedanken über „christliches Staatswesen" getragen hat, am Ende ziemlich ernüchtert auf das Wort Jesu zurück: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Großen Gewalt brauchen; aber unter euch soll es nicht also sein!" Er dankt Gott, wenn er nicht unter den Leuten in weichen Kleidern an den Höfen der Könige zu wohnen braucht, und anstatt der Herrlichkeit Salomos die Lilien des Feldes beschauen darf. Aber die Familie, dieses Heiligtum menschlichen Beisammenseins, auf dessen Pflege die Wohlfahrt der Völker vor allem beruht, — wie wenig Wert scheint sie für Jesus zu haben! Er spricht mit Anerkennung von den Leuten, welche auf die Gründung einer Familie verzichtet haben um des Himmelreichs willen. Er verlangt,

daß man Vater und Mutter, Sohn und Tochter hasse, wenn man sein Jünger sein wolle, und sieht es ohne Bedauern voraus, daß sich seinetwegen Familien in bitterm Hader zertrennen werden. Seine eigenen Verwandten empfängt er mit dem unmutigen Wort: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ und der Mutter antwortet er in Kana: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ Die Söhne des Zebedäus ruft er von der Seite ihres Vaters weg in seine Nachfolge, und dem Sohn, welcher erst noch hingehen und seinen Vater begraben will, wirft er das scharfe Wort hin: „Folge du mir, und laß die Toten ihre Toten begraben!“ Hat er für die heilige Kindespflicht eines Menschen nicht mehr Verständnis gehabt? Nun vollends die gastliche Gemütlichkeit des Hauses! Der Martha giebt Jesus einen Verweis für ihre viele Mühe mit der Bedienung; die beliebten Familienessen tadelt er, indem er rät, man solle doch lieber Arme einladen, welche es nicht zurückgeben können. Hat er nicht gar zu streng über die natürlichen Lebensverhältnisse geurteilt? Das, was ihm selber um seines höhern Berufes willen nicht vergönnt war, nun auch den andern nicht zu gönnen, war das weise? Wie oft ist später von solchen, die seine Gebote wörtlich erfüllen wollten, der Menschennatur Gewalt angethan, und eine ungesunde Geistlichkeit gepflanzt worden, gegen welche niemand stärker geeifert hat als unsere Reformatoren! Wir wollen wie der Täufer Johannes diese unsere Bedenken vor Jesus selber bringen, ob er nicht auch für uns eine Antwort hat mit dem freundlichen Schluß: „Selig ist, wer sich nicht ärgert an mir!“

Im Gleichnis von den anvertrauten Talenten beschuldigt der faule Knecht, welcher das Geld in die Erde vergraben hat, zu seiner Rechtfertigung den Herrn, er sei ein harter Mann, welcher ernten wolle, wo er nicht gesäet habe, und sammeln, wo er nicht gestreuet habe. Jesus ist kein harter Mann; er verlangt viel, aber nur deshalb, weil er unendlich mehr zu geben hat, nämlich das Reich Gottes. Von den schwärmerischen Messiasträumen der Juden unterschied sich die Predigt Jesu gerade dadurch, daß sie nicht bloß ein Reich der Herrlichkeit ankündigte, welches durch Zeichen vom Himmel in der Zukunft anbrechen werde, sondern das Reich Gottes als bereits herbeigekommen schilderte, schon sich offenbarend in den Wunderthaten Jesu, schon erreichbar für alle die, welche es mit dem kühnen Griff des Glaubens sich aneignen wollten. Jesus sah die Königsherrschaft Gottes schon verwirklicht bei denen, welche durch ihn Vergebung der Sünden und Gemeinschaft mit Gott als ihrem Vater erhielten, so daß es ihnen zur Freude wurde, den Willen dieses himmlischen Vaters zu thun. Von diesem Anfang aus sah er das Reich wachsen und aus dem Senfkorn zum großen Baume werden, zur geistigen Wohnstätte der Völker ringsum. So sollte es der Vollendung entgegenreifen, von welcher er wußte, daß sie ihm übertragen sei als dem Richter der Menschen, und daß er die Macht habe, den Kindern des Reiches das ewige Leben zu verleihen. Wer Jesu Jünger wurde, der durfte sich seine Verheißungen zu eigen machen, so gewiß er den Herrn im Himmelreich, Jesus, mit Augen vor sich sah, und diese Verheißungen lauteten nicht nur auf die Zukunft, sondern von Stund' an besaß der Jünger in der Nachfolge Christi das

höchste aller Güter, das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, in welchem Gott waltet und seinen Kindern kein Glück vorenthält, sondern selber ihr Glück und Heil ist. Wer aber diese köstliche Perle gefunden hat, für den erbleichen nicht nur die Glaskorallen, sondern auch die sonst wertvollen Perlen dieses irdischen Lebens; es versteht sich für ihn von selbst, daß nicht nur die sündigen Triebe, sondern alle bisherigen Anliegen seines Geistes der Teilnahme am Reiche Gottes zu weichen haben, und dies bedeutet keine Verarmung für ihn, sondern die höchste Bereicherung, so daß er preisend zu Gott sprechen kann: „Du füllst des Lebens Mangel aus mit dem, was ewig steht.“ Wer sein Leben verliert um Christi willen, der wird es *finden*; er wird nicht bloß ein anderes, jenseitiges Leben anstatt des dahingegebenen erlangen, sondern den tiefsten Sinn und Zweck seines jetzigen Lebens wird er im Reiche Gottes verwirklichen dürfen, indem die Gnade Gottes es ihm zu einem ewigen Leben ausgestaltet, welches keinem Tod erliegt. Wer sich selbst verleuguet, der findet in Jesus dafür einen Freund und Führer, welcher die unbedingteste Hingebung mit lauter Beglückung und Verklärung des Lebens vergilt. Und um das eigene Leben ist es ihm nicht allein zu thun, sondern sein Herz geht auf in dem großen Bewußtsein: „Was liegt an mir, wenn nur Gottes Wille durchbricht auf Erden wie im Himmel!“ Der Jünger Jesu freut sich, wenn er seinem Meister das Kreuz der Verkennung und Anfeindung nachtragen darf; denn sie ist ihm ein Beweis, daß das stille Zeugnis seines Wandels sich an den Gewissen erzeigt, jetzt noch zum Widerspruch reizend, aber wer weiß wie bald überführend und gewinnend. So beruht auch die *Demut* des Christen nicht auf Selbstverachtung und Sklavensinn,

sondern auf der herzlichen Freude, ein Kind Gottes sein zu dürfen. Diese Ehre bei Gott macht ihn gelassen gegenüber Lob und Tadel der Menschen; ohne sie gering zu schätzen, weiß er doch, daß sein persönlicher Wert nicht von ihnen abhängt. Dieser Ehrbegriff ist derart, daß Kränkungen in Wort und That nicht an ihn hinanreichen; die Ehre des Christen wird nicht durch korsische Blutrache hergestellt, sondern durch Verzeihung und Sanftmut bewahrt. Er handelt nach dem Vorbild seines Gottes, der auch seine höchste Ehre in der Erweisung vergebender Liebe sucht, und solchem Handeln traut er die Kraft zu, das Böse bei seinem Mitmenschen zu überwinden mit Gutem. Wenn etwas, so vermag die Sanftmut den rohen Angreifer zu entwaffnen; sie zeigt ihm, daß es noch einen höhern Mut giebt als den Husarenmut der physischen Kraft und Gewandtheit, nämlich den Mut eines guten Gewissens, welchem einzig an Gottes Urteil etwas gelegen ist. So ist das Dulden des Christen nicht morgenländische Passivität, sondern die höchste Aktivität im Dienste seines Gottes. Als Kind Gottes fühlt er sich zu hoch, Böses mit Bösem zu vergelten, zu glücklich, als daß er jemanden unglücklich machen könnte, auch wenn es ein Beleidiger ist.

Von hier aus verstehen wir auch die Entsagungsopfer, welche Jesus seinen Jüngern auferlegt. Entsagung jeder Art ist eine Unnatur und Plage, sobald sie den Verzicht auf ein wirkliches, als unentbehrlich geschätztes Gut bedeutet. Das läßt man mit heimlichem Bedauern fahren im stummen Gehorsam gegen eine menschliche Autorität; aber man fühlt sich dann auch als entsagender Held und erwartet zwiefache Vergeltung in diesem oder jenem Leben zum Ersatz für das Opfer, das man gebracht hat; man

kommt nicht aus dem Gedanken an sich selber heraus. Ganz anders verhält es sich bei Jesus. Er giebt uns das Reich Gottes als bleibendes Gut und wahre Lebensaufgabe, und verlangt dafür nur das Eine, daß wir von uns thun, was uns vom Himmelreich abhalten oder im Besitz desselben stören würde. Er will, daß die Seele frei werde, beständig in der Lebensluft des Reiches Gottes zu atmen und ganz dem obzuliegen, was das Leben segensreich und glücklich macht. Deshalb pflegt Jesus stets die äußerste, härteste Möglichkeit zu nennen, welche einem Menschen nach seinen persönlichen Umständen zur Pflicht werden kann: die Hand abhauen, die Eltern hassen, sein Leben verlieren. Damit will er nicht jedem dieses Aeußerste auferlegen, wohl aber jedem ans Herz legen, daß seine Forderungen unbedingt gelten. Ein Jünger darf sein Herz nicht an den irdischen Besitz hängen und von der Sorge um denselben in Beschlag genommen sein; er denkt an das Ende, und bis dahin will er die Hände frei haben für die Sache seines Gottes. Auch an den Familienbeziehungen darf der Drang eines erweckten Gewissens zu Gott hin nicht zum Stehen kommen. Haben die nächsten Angehörigen kein Verständnis für denselben, deuten sie die Nachfolge Jesu als hochmütige Absonderung und unnatürliche Entfremdung, — nun, so trägt der Jünger des Herrn dieses Mißverständnis und böse Gerücht, bis es in sich zusammensinkt vor dem Eindruck seines liebevollen und selbstlosen Wandels. Vor der Liebe zum Herrn tritt jede andere Liebe zurück, und wäre es auch die edelste, und wenn eine Kollision der Liebespflichten entsteht, wie bei der hochherzigen Perpetua in Karthago oder bei jenem Sohn im Evangelium, der seinen Vater begraben wollte, dann erwählt der Christ, ob auch mit blutendem

Herzen, die Pflicht gegen Gott als die höhere. Er dankt Gott, wenn er seinem irdischen Vater im Gehorsam gegen Gottes Gebot die letzte Ehre erweisen darf; aber wenn er schädlichen Einfluß eines anders gesinnten Familienkreises erwarten muß, vielleicht Verlockung zur Untreue oder gar Zwangsmaßregeln, — dann überläßt er den andern das, was sie ohne ihn besorgen können; der leibliche Tod eines Angehörigen darf nicht das höchste Lebensinteresse des Christen gefährden; der Lebende hat Recht, und der ist Jesus mit seinem Reiche. Aber auch sein eigenes irdisches Wohlergehen ist einem Jünger nicht das höchste Gut. Gewiß ist ein ganzer Mensch etwas schöneres als ein amputierter, und die volle Entfaltung aller Kräfte und Gaben schöner als eine bloß teilweise Entwicklung derselben. Aber wenn mein Auge oder Fuß mich verführen will, wenn eine Gewohnheit, ein Umgang mit Menschen mir zur beständigen Gefahr wird, meinen Lebenszweck zu verfehlen und verloren zu gehen, versteht es sich dann nicht von selber, daß ich zu entschlossener Beseitigung jener Gewohnheit verpflichtet bin? Heißt es ja doch selbst von den rechtmäßigen Dingen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben;“ und ich sollte zögern mit der Selbstbeschränkung, wo es sich um die höchste Freiheit, die von der Sünde handelt, ohne welche alles irdische Glück nur ein vergoldeter Kerker ist? Wahrlich, auch hier erfährt es der Christ, daß er einen guten Herrn hat, dessen Gebote nicht drückend sind, je länger man sie befolgt; sein Joch ist sanft, und seine Last ist leicht.

„Jawohl," sagt man, „das ist groß und schön, und es ist überaus achtungswert, wenn Leute so leben; das sind wahre Engel, und man sollte sie nachahmen. Aber nicht wahr, alle können doch nicht so sein? Es muß doch auch gewöhnliche Leute geben, welche in den natürlichen Verhältnissen und Stimmungen leben und nicht so erhabenen Gedanken nachhängen?" — Nein, so kommen wir nicht um Jesu Gebote herum. Woher weißt du, daß sie unnatürlich und für dich zu schwer seien? Wenn es je einen natürlichen, einfachen, lebensfrischen Menschen gegeben hat, so ist es Jesus. Wie konnte er sich freuen über die Blumen des Feldes und über die Vögel des Himmels; wie hat er liebevoll hineingeschaut in das tägliche Treiben der kleinen Leute und seine tiefsinnigsten Gleichnisse aus demselben genommen! So ist auch der Gott, welchen Jesus verkündigt, nicht ein fremdes, weltabgewandtes Wesen, welches uns die Ordnungen einer ganz andern Welt aufzwingen will, sondern er ist der Herr des Himmels und der Erde, der Schöpfer und Erhalter der natürlichen Weltordnung, in welcher wir leben, und in dieser wirklichen Welt will er sein Reich aufrichten; in unserem wirklichen Erdenleben will er uns nahe treten als unser Vater im Himmel. Darum sind alle Mahnungen Jesu im vollen Ernste gesprochen, nicht als unpraktische Ideen, sondern als das allerpraktischste, was jedem Menschen not thut. Wir kennen alle sein Wort in der Bergpredigt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles, Nahrung und Kleidung, dazugegeben werden!" Der Jünger Jesu soll die irdischen Dinge nicht zum Gegenstand seines Strebens machen, in welchem er aufgeht; sein

Streben soll auf das Große und Ewige, auf Gott und sein Reich gehen. Dafür setzt aber Jesus sein Wort zum Pfand, daß Gott den, der ihn sucht, nicht werde zu Grunde gehen lassen, sondern ihm geben, weß er bedarf. Und hier fragt es sich nun, ob wir auf sein Wort hin es wagen wollen, im Glauben an ihn, der Gott und die Menschen gekannt und geliebt hat, wie nie sonst ein Mensch. Es versteht sich von selber, daß unser Verstand zehn auf eins zu erwidern hat: wie soll ich leben, ohne zu sorgen auf die Zukunft hin? wie darf ich sterben, ohne meinen Kindern Schätze gesammelt zu haben? wie kann ich bestehen, wenn ich immer nachgeben soll? — Jesus aber antwortet nur das Eine: „Versuchs mit mir, und versuchs mit deinem Gott, so wirst du sehen. Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Wenn wir diese Mahnung befolgen, dann bemerken wir mit jedem Schritte deutlicher, daß es gar nicht die Absicht Jesu ist, uns den gottgeordneten Verhältnissen dieses Lebens zu entziehen, sondern einzig, ihnen den rechten Platz in unserm Herzen anzuweisen. Sie sollen nicht Selbstzweck unseres Lebens sein, diese Brotfragen, Kleiderfragen und Gesellschaftsfragen des täglichen Lebens, sondern nur als Naturboden dienen für die Entfaltung des höhern Lebens in uns, welches hinausstrebt über alles Vergängliche zu seinem Urquell in Gott. Und dann machen wir weiter die merkwürdige Entdeckung, daß erst jetzt, wo wir einen Standpunkt über den Gütern dieser Welt gewonnen haben, sie uns wahrhafte und edle Freude zu bereiten anfangen. So lange wir in einem Erdengut unser Glück suchen, sei es Vermögen oder Carrière, Herrschaft oder Vergnügen, so lange macht es uns krank; es richtet all unser Dichten und Trachten auf einen Punkt, der zu weit unten liegt, als daß

wir aufrecht gehen könnten; es reißt uns in den Wettlauf mit allen denen hinein, welche dasselbe erstreben; schließlich verläßt es uns als enttäuschte, unmutige Leute; wir meinten es zu besitzen, und es hat uns besessen und müdegehetzt. Wenn wir dagegen in Gott unsern Vater und in seinem Reich unsere Heimat gefunden haben, dann werden uns alle Erdengüter zu Gaben seiner Liebe, die wir in seinem Dienste brauchen dürfen, und die eben dadurch einen Ewigkeitsgehalt bekommen. Das zeigt sich aufs Deutlichste bei Jesus selber. Er, welcher über Leben und Ehre, Besitz und Hausstand scheinbar so geringschätzig redet, er hat daneben Worte gesprochen, durch welche der Menschheit erst das rechte Verständnis gerade für diese Güter aufgegangen ist. Niemand hat den Wert des Lebens höher angeschlagen als Jesus, welcher es als die Zeit der Arbeit für Gottes Reich auf dessen künftige Vollendung hin bezeichnet, als die Aussaat, welcher die Ernte folgt. Niemand ist mehr als Jesus von der Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit durchdrungen; ist ja doch in seinen Augen der Gewinn der ganzen Welt nichts gegenüber dem Verlust einer einzigen Menschenseele. Das ist der Gedanke, welcher die aristokratische Ausschließlichkeit der antiken Welt gebrochen und die Menschen gelehrt hat, auch im Barbaren und Sklaven den Menschen zu achten als einen Bruder, ein Kind desselben himmlischen Vaters. Den irdischen Besitz anerkennt Jesus zwar nicht als eines von den Dingen, die den Menschen zum Menschen machen; aber er hat ihn auch nicht als verwerflich bezeichnet wie manche Philosophen vor ihm, sondern über seine Verwendung Grundsätze aufgestellt, welche sich heutzutage von neuem den Christen aufdrängen. In dem viel mißdeuteten Gleichnis vom ungerechten Haushalter

zeigt Jesus, daß der Jünger sich nicht als Besitzer im strengen Sinne des Wortes, sondern nur als Verwalter seiner Habe im Dienste Gottes betrachten solle, und daß ihm eine Rechenschaft darüber bevorstehe. Nach Gottes Intentionen aber wird die Habe dann verwaltet, wenn sie zum Dienst an den Mitmenschen gebraucht wird; durch die Treue in diesem Verwalterdienst wird der ungerechte Mammon, diese Gefahr und Versuchung der Menschenherzen, zu einem Mittel, den Menschen Gottes Hilfe und Segen mitzuteilen. Jesus denkt dabei nicht an ein plötzliches Wegwerfen des Besitzes, nach welchem nur noch ein Bettlerleben möglich wäre. An den reichen Jüngling stellte er dieses Ansinnen, weil er sah, daß bei ihm gerade der Reichtum das Haupthindernis einer entschlossenen Sinnesänderung bildete. Aber mit Unrecht hat die katholische Moral aus dieser persönlichen Anweisung einen „evangelischen Ratschlag" für alle „vollkommenen" Christen gemacht. Warum hat denn Jesus sich zufrieden gegeben, als der reiche Zachäus die Hälfte seiner Güter den Armen, und denen, die er überfordert hatte, vierfachen Ersatz verhieß? Warum hat er es geduldet, daß seine Jüngerin in Bethanien Salbe im Wert von 300 Denaren besaß und dieselbe dann erst nicht für die Armen verkaufte, sondern in huldigender Liebe ihm darbrachte? Warum hat er in Jerusalem einen Hausbesitzer zum Jünger gehabt und dessen Haus geweiht zur Stätte der heiligsten Handlung der Christenheit, des Abendmahls? Augenscheinlich deshalb, weil Jesus eine positive religiöse Bedeutung des Eigentums kannte, so deutlich er auch gerade seinem Volk aus bekannten Gründen die negative Kehrseite zeigen mußte. Dieses Moment in seiner Lehre ist durch die Reformation wieder zu Ehren gekommen, welche

den Almosenbettel verbannt und uns die Armenpflege gegeben hat. Auch dem Staat hat Jesus wenig nachgefragt und doch das einfachste, beste Wort über denselben gesprochen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ Er anerkennt die Obrigkeit als Gottes Ordnung mit völligem Absehen von der religiösen Stellung des Herrschers; ebenso aber stellt er die volle Selbständigkeit der Religion fest als einer Sache, die sich zwischen Gott und dem Menschen vollzieht und den Kaiser als Kaiser nichts angeht, namentlich nicht in dem Sinne, daß er Zwang für oder gegen eine Religion üben dürfte. Warum haben diese Gedanken das staatliche Zwangskirchentum des Mittelalters überdauert und bahnen sich gerade in unserer Zeit siegreich den Weg zur vollen Verwirklichung? Weil sie nicht bloß eine asketische Ablehnung des Staatsgedankens enthalten, wie jene katholische Theorie, welche den Staat vom Teufel herleitet, sondern ein schlichtes, natürliches Eingehen auf das vorhandene Bedürfnis einer öffentlichen Ordnung, aber unbeschadet jener höchsten Ordnung der Dinge, welche den Jüngern im Reiche Gottes aufgegangen ist. Und dann die Familie! Jawohl, Jesus hat die Ehe nicht unbedingt empfohlen, weder durch sein Wort noch durch sein Beispiel; aber denken wir daneben auch an jenes Gespräch mit den Pharisäern über die Ehescheidung! Da erhebt Jesus gerade die Ehe von dem Niveau einer ins Belieben des Ehegatten gestellten, von ihm auch wieder zu lösenden Verbindung, über deren Bestand eine frivole Kasuistik das Wort führte, auf die Höhe der gottgeordneten Gemeinschaft von Mann und Weib, welche unauflöslich ist und mit keinem Gedanken an Scheidung sich verträgt. Ebenso hat er die Kindesliebe

gegenüber hilfsbedürftigen Eltern für heiliger erklärt als fromme Gaben zum Unterhalt des Tempels, und der Elternliebe zu den Kindern den tiefsten Grundton verliehen, indem er jene Kindlein herzte und segnete mit den Worten: „Lasset sie zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ Und als er ein andres Mal ein Kind seinen Jüngern zum Muster hinstellte und davor warnte, Kinder zu verachten oder gar zu verführen, — hat er da nicht die Achtung vor dem Kindesalter, welche die Grundlage aller neuern Pädagogik ist, in das Gewissen der Völker eingepflanzt? Als er ermahnte, ein solches Kind aufzunehmen wie ihn selber, zumal wenn es verloren sei, hat er da nicht die Bahn gewiesen, auf welcher alle unsere Waisenhäuser, Rettungsanstalten und Taubstummeninstitute nur weitere Stationen sind? Gewiß, wenn irgend jemand sich um das Familienleben der Menschheit verdient gemacht hat, so ist es Jesus. So hat unser Meister es durchgehends abgelehnt, irgendwie irdische Güter in sein Reichsprogramm aufzunehmen; er wollte nur eins: die Menschen zu Gott und unter Gott bringen. Aber er stellte damit nun auch das Normalverhältnis zwischen Gott und Menschen her, bei welchem alles Wirkliche dieser Welt dem Menschen zum Segen wird. Dies geschieht dann, wenn wir das Irdische nicht zu unserem Lebenszweck erwählen, sondern mit unserem Sinnen und Suchen über demselben bleiben und es dankbar zum Dienste Gottes an den Mitmenschen verwenden. Die Bergpredigt verneint die Welt, sofern sie das Menschenleben ausfüllen und leiten will; aber sie bejaht die Welt als Eigentum und Gabe des himmlischen Vaters, welche nicht böse, sondern gut ist, wenn sie nur nach dem Willen Gottes gebraucht wird. Hier ist voller, herzlicher Optimismus,

nicht schwärmender Glaube an die Menschheit, aber siegesfreudiger Glaube an Gottes Liebe und Macht.

Und nun? Sind diese Grundsätze der Bergpredigt, sind die Gebote Jesu noch gültig und ausführbar, oder müssen wir sie modifizieren, wenn wir innerhalb der heutigen Kultur etwas Tüchtiges leisten wollen? Wer eine andre Moral erstrebt, der soll zuerst nachweisen, daß die wesentlichen Grundlagen des menschlichen Daseins heute andre geworden sind als zur Zeit Jesu, und daß die heutige Kultur uns Güter gebracht hat, welche eine andre Wertschätzung der Welt verlangen. Mancher von unseren Zeitgenossen hält das freilich für selbstverständlich; er zählt mit freudigem Stolz an den Fingern auf, wie herrlich weit wir es gebracht haben, und sieht mitleidig auf die Zeiten zurück, deren Zustände sich in den Reden Jesu wiederspiegeln. Ob jedoch die wahrhaft Gebildeten, tiefer Blickenden auch so urteilen werden? Ich glaube es nicht. Ein gebildeter Mensch beurteilt sich selber und seine Zeit nicht nach den herrschenden Liebhabereien des Tages, sondern nach den ewigen Grundzügen des Wahren, Guten und Schönen, wie sie uns in den Werken der großen Männer aller Zeiten entgegentreten. Indem er mit diesem überzeitlichen Maßstab mißt, anerkennt er zwar die Fortschritte, welche geschehen sind, und möchte in keiner andern Zeit leben als gerade in der unsrigen; aber er sieht auch in vergangenen Zeiten viel Hohes und Edles, das uns abhanden gekommen ist, und er fragt sich: „Warum sind wir hierin ärmer geworden?“ Ja, die Erfindungen unseres Jahrhunderts haben allerdings die Industrie, den Handel und Weltverkehr unermeßlich gesteigert, die Genußmittel vermehrt, die gesamte äußere Lebenshaltung gehoben. Es

wird viel gearbeitet; es ist viel Geld im Umlauf, und das Erworbene wird mit Bedacht und Sicherheit genossen durch Pflege der schönen Künste, durch Reisen ins Ausland, durch alle Reize einer verfeinerten Geselligkeit. Aber wenn nun jemand begeistert ruft: „O Jahrhundert, es ist eine Freude zu leben!“ — warum klingt seine Stimme so heiser, warum bleibt es so still um ihn her, warum muß er sagen: „Wer lacht da?“ Weil neben den Vorzügen unserer Zeit sich ihre tiefen Schattenseiten zu Tage drängen. Wie sind wir Gebildete abgehetzt von dem raschen Tempo, in welchem Arbeit und Genuß an uns vorüberziehen, während zu stiller Sammlung keine Zeit übrig bleibt! Wie leidet unter der einseitigen Verstandesbildung die Frische der Empfindungen, die Tiefe des Gemütslebens, die Reinheit des Gewissens! Wie werden die edelsten sozialen Triebe des Menschen, die Dankbarkeit und die Hingebung für andre, abgestumpft, ja ertötet durch die Jagd nach Gelderwerb und Emporkommen! Wir sehen uns inmitten einer Ueberkultur, welche ihre eigenen Lieblinge krank macht an Leib und Seele, und was diese zu viel haben, das wird mit der bettelhaften Armut von Tausenden erkauft. Dicht neben uns steht die Arbeiterschaft der Städte mit ihrem von heute auf morgen gefährdeten Arbeitsertrag, ihrer häufigen Arbeitslosigkeit und ihren unsagbaren Wohnungsverhältnissen, welche für Gesundheit, Familienleben und Sittlichkeit mörderisch sind und den Armen hinaustreiben, hinweg von den Seinigen an die Orte des müßigen Verzehrens und einer geistlosen Geselligkeit. So steht es oben und unten, — und dieses Zeitalter will Richter sein über die Lehre Jesu? In Wahrheit dient es lediglich zur schlagenden Bestätigung derselben. Die Welt sah schon einmal so aus wie heute:

gerade damals, wie Jesus kam, in der römischen Kaiserzeit mit ihrem waffenprangenden Weltreich, ihrem Luxus und Sklavenelend. Jesus hat die Menschen gelehrt, daß es etwas Höheres giebt als die Kultur, nämlich die aus Gott gezeugte Humanität, welche sich in lebendiger Frömmigkeit, Sittlichkeit des Herzens und Brüderlichkeit gegen jedermann bethätigt. Die zu viel gepriesene Renaissance des 15. Jahrhunderts hat dem gegenüber die Kultur wieder vorangestellt, das freie Spiel der menschlichen Kräfte ohne die Zucht der Religion und Sitte; sie hat das antike Lebensideal im Gegensatz zum Christentum auf den Schild erhoben; für diese Erde sollte wieder gelebt werden, nicht für den Himmel. Unsere Zeit erntet die Früchte davon, daß die Magd zur Herrin geworden ist. Was sagt uns der wilde Konkurrenzkampf in unserem Erwerbsleben, welcher in Einem Jahre mehr Existenzen ruiniert, als die ausgedehnteste Armenpflege herstellen kann? Was sagt uns das raubtiermäßige Auftreten der Völker wider einander, bei welchem immer der Stärkere Recht und Ruhm behält? — So mußte es kommen, weil mit Bewußtsein das irdische Leben als der Endzweck des Menschen hingestellt wurde. „Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren," sagt Jesus; gerade die unbedingte Bejahung dieses Lebens schlägt zur Verödung und Versumpfung desselben aus; eine Kultur, welche auf sich selber stehen will, gräbt sich selber das Grab, und unter Ahnungen eines derartigen Ausgangs treibt unser Jahrhundert seinem Ende zu. Woher soll die Rettung kommen? Die Antwort ist nicht schwer. Gerade unsere Zeit bedarf mehr als irgend eine frühere der sittlichen Grundsätze Jesu und der Christen, welche Ernst machen mit denselben. Jesus weist uns über die Erde

hinaus auf ein Lebensgebiet, welches nicht den arbeitenden Händen und dem rechnenden Verstande sich aufthut, sondern dem Herzen, welches nach seinem Ursprung fragt, und dem Gewissen, welches den Willen Gottes thun möchte. Hier zeigt er uns das Kleinod, dessen Besitz allein unser Leben harmonisch und glücklich gestaltet als ein Leben im Reiche Gottes. Er giebt uns aber auch Arbeit an unseren Mitmenschen, daß wir durch leibliche und geistige Hilfe sie gewinnen sollen für sein Reich; so weiht er unser Wirken zur Mitarbeit an seiner Sache. Unsere Sache aber ist es nun, nicht bloß zu klagen über unsere Zeit und ihre Gebrechen, sondern im Aufblick zu Gott Hand anzulegen an dieselben und die alte Lebenswahrheit mit den neuen Mitteln erfinderischer Liebe auf die heutigen Verhältnisse anzuwenden. Damit gründen wir unsere Arbeit auf den Felsen, der steht und stehen wird trotz Wetter, Sturm und Graus, und der Gott, dem wir dienen, er wird auch ferner große Dinge thun bis auf den frohen Adventstag, da er sein Reich vollenden wird in Herrlichkeit.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung
vormals Adert[illegible]ng
Rümelingasse 10 BASEL (Schweiz)

PAMPHLET BINDER
Syracuse, N. Y.

BT380.2 .B37 1899
c.1
Barth, Fritz, 1856-1912.

Die Grundsdtze der
Bergpredigt und das
1899.

226.2 B284g
Barth, Fritz, 1856-1912.
Die Grundsatze der Bergpredigt
226.2 B284g
c.1
000
050101
3 9305 00078831 3
Christian Theological Seminary

226.2
B284g Barth
Die Grundsätze der Bergpredigt
und das Leben der Gegenwart.
r43258

SCHOOL OF RELIGION LIBRARY
BUTLER UNIVERSITY
INDIANAPOLIS 7, INDIANA